

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 21.

Montag, den 26. Januar.

1925.

(36. Fortsetzung.)

Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernhard.

(Nachdruck verboten.)

Eine kleine Weile schwieg der Fürst. „Lieben? Nein!“ flüsterte er. „Auch ich kann nicht lügen, habe es nie gekonnt, und jetzt — zwei Schritte vor der Ewigkeit — wie sollte ich? Liebe ist ein zu starkes Wort, wie bei dir der Haß, aber die Stimme des Blutes meldet sich doch bei mir. Du mußt wissen: ich habe viele Frauen besessen, aber wenig Kinder gehabt. Ein paar sind ganz klein gestorben, ich hatte sie nie gesehen, nahm kein Interesse an ihnen. Und die Kinder aus meiner „standesgemäßen“ Ehe sind beide schwachsinnig — der Knabe ist Idiot, das Mädchen verkrüppelt und hoffnungslos verblödet. Sie sind in Privatspflege, ich sah sie nur selten, konnte ihren Anblick schwer ertragen. Die Familie der Fürstin war stark degeneriert, die meinige ebenfalls — man findet dies oft bei sehr alten Geschlechtern. Du bist gesund an Leib und Seele, begabt und erfolgreich, groß in deiner Kunst: ich kann nicht umhin, eine Art von Freude, von Stolz zu empfinden.“

Ein seltsames Gespräch zwischen Vater und Tochter. Während des nun wieder eintretenden Schweigens empfanden sie es wohl beide.

„Daher, als ich wußte, ich müsse bald sterben, wollte ich dich gerne sehen und sprechen. Ich wollte auch wissen, wie du außerhalb der Bühne aussiehst.“

Gestern, als Desdemona, in der prachtvollen venezianischen Tracht, im Schmuck des goldroten Tizianhaares war sie berückend schön gewesen. Schön war sie auch jetzt in ihrer vornehmen, dunklen Kleidung, mit ihrer stolzen Haltung, den ausdrucksvollen, edlen Zügen. Von neuem wurzelten die Blicke der beiden ineinander, studierte gleichsam einer des anderen Züge.

„Gesund an Leib und Seele!“ griff Lydia einen der zuvor gesprochenen Sätze heraus — sie sprach gedankenvoll, wie zu sich selber.

„Das ist nur zum Teil wahr. Körperlich fühle ich mich gesund und bin dankbar dafür. Seelisch? — habe ich denn überhaupt eine Seele, muß ich mich oft fragen. Was an Wärme und Empfinden in mir lebt, gehört meiner Kunst; die Menschen gehen an mir vorüber wie Schatten.“

„Alle Menschen?“

„Fast alle!“ Es klang gepreßt.

Der Kranke bewegte unruhig den Kopf in seinen Kissen hin und her. Es war, als müsse er sich beeilen, noch einiges zu sagen.

„Mein Haus ist bestellt, lange schon. Ich habe oft an meinen Tod gedacht, habe gefürchtet, sehr alt zu werden. Insofern ist mir dieses Attentat von Mercedes, die mich glühend zu lieben behauptete und es nicht ertragen zu können meinte, daß ich ihr eine Nebenbuhlerin gab, gelegen gekommen. Alle Güter und Liegenschaften fallen an eine Seitenlinie meines Hauses, an die Meeden-Wahrlebens; ich konnte und kann aber noch viele freie Verfügungen treffen. Was kann ich für dich tun, Lydia?“

Sie warf stolz den Kopf zurück und schürzte hochmütig die Lippen — Zoll für Zoll Aristokratin.

„Nichts!“ erwiderte sie lakonisch.

„Nichts?“ wiederholte er. „Besinne dich! Das Geld darf nicht unterschätzt werden; es ist eine Macht.“

„Ich weiß!“ unterbrach Lydia den Kranken. „Ich stehe mitten im vollen Leben, ich kenne die Macht des Geldes. Aber was soll es mir jetzt? Sie haben für mich „gesorgt“, wie man so sagt; ich habe nie Mangel gelitten, im Gegenteil, ich habe immer einen gewissen Überfluß gekannt. Die Frau, die mich von meinem dreizehnten Lebensjahr an erzogen hat, war wohlhabend, sie hat das für mich bestimmte Vermögen nie angegriffen, es ist mir unverkürzt verblieben. Seitdem ich auf eigenen Füßen stehe und große Einnahmen habe, hat mich dieser Besitz oft gedrückt und gepeinigt, ich hätte ihn gern zurückgegeben, wußte aber nicht, an wen. Jetzt“ — Lydias Augen maßen mit einem fragenden Blick den Mann auf dem Krankenbett — „kann ich davon natürlich keine Rede mehr sein. Aber des Geldes bedarf ich wirklich nicht, und was könnten Sie für mich sonst tun?“

„Deine Zukunft“, begann er unsicher.

„Ist vollkommen gesichert. Das beste und vornehmste Institut für ausgebildete Künstlerinnen würde mich aufnehmen, falls ich sehr alt werde. Ich hoffe, dies wird nicht der Fall sein!“

„Dir liegt nichts am Leben?“

„Sobald ich meine Kunst nicht mehr ausüben kann — nein.“

„Auch ich bin mit einer so müden und kalten Seele durch die Welt gegangen“, sagte der Kranke mühsam, „und habe keine Kunst gehabt, die mich erhob und tröstete. Du hast ein trauriges Erbe von mir angetreten. Wärest du deiner Mutter nachgeartet, du würdest glücklicher sein.“

Lydia neigte zustimmend ihr Haupt. „Ich kann mich nicht umwandeln, so gern ich möchte.“

Der Fürst zog mit einiger Anstrengung den Ring mit dem Smaragd vom Finger und hielt ihn ihr hin.

„Nächstest du ihn als Andenken von mir annehmen? Es ist ein altes Erbstück, weit über zweihundert Jahre in der Familie; vor etwa zwanzig Jahren ließ ich ihn neu fassen.“

Lydia zauderte. Ihr fiel es schwer, ein Geschenk aus dieser Hand entgegenzunehmen. Aber sie sah in das vom Tode gezeichnete Antlitz und nahm den Ring mit einem leisen Neigen ihres stolzen Hauptes entgegen.

„Du mußt jetzt gehen!“ flüsterte der Kranke. „Ich kann nicht mehr sprechen, bin erschöpft. Möge dein Leben dir das bieten, was du von ihm erwartest; vielleicht lernst du doch einmal das Glück, wirkliches, volles Menschenglück kennen! Versuche, ohne Groll an mich zu denken.“

Er hatte in Abjagen gesprochen, sehr mühsam, sehr leise. Das schreckliche Rauseln in seiner Brust begann von neuem.

Unschlüssig stand Lydia. Es zog sie nichts zu diesem Manne, und doch fühlte, wußte sie, ein letztes wärmeres Wort aus ihrem Munde würde ihm eine Wohltat sein.

„Lebe wohl, Vater!“ sagte sie leise. Damit neigte sie sich über ihn und küßte ihn auf die Stirn. Ein schattenhaftes Lächeln zog über das bleichfarbene Gesicht, es

Den schönen dunklen Augen glomm es auf wie ein letztes Leuchten.

Leichten Schrittes verließ Lydia das Gemach. Im Nebenzimmer fand sie Lisbeth Settegast und die Wärterin. Diese begab sich in das Krankenzimmer, die junge Ärztin half Lydia beim Anlegen ihrer Sachen. Mit keinem Wort fragte sie nach dem Ergebnis der Untersuchung. Lydia wußte ihr im Innern Dank für diesen Takt.

„Sprich mir von dir, Lisbeth! Geht es dir nach Wunsch? Fühlst du dich befriedigt?“

„Ja, Lydia, gottlob! Mein Beruf ist schön, schwer und verantwortungsvoll; er hat mir schon viel Früchte getragen und Segen gebracht. Ich hoffe auf viel mehr, ich stehe erst im Anfang. Glanz und Pracht bietet mir mein Leben nicht, aber darum war es mir auch nicht zu tun. Ich will nützen und helfen; darin finde ich Genugtuung und Freude.“

„Glanz und Pracht!“ Mechanisch sprachen Lydias Lippen die Worte nach. Sie hatte es darnach verlangt, wohl! — sie hatte es erreicht.

„Und deine Mutter? Deine Schwester?“

„Wieder hatte Lisbeth ihr ruhiges, gutes Lächeln. „Mutter hat es mit Frida nicht ganz leicht, sie ist anspruchsvoll, erwartet viel vom Leben, will aber keine ernsten Pflichten auf sich nehmen. Sie ist ein recht hübsches Mädchen geworden, findet auch Beifall. Wahrscheinlich will sie sich bald verloben, es bietet sich ihr eine sogenannte gute Partie, da wird sie wohl zugreifen.“

„Kennst du den Mann? Gefällt er dir?“

„Ja, ich kenne ihn oberflächlich. Ob er mir gefällt, darauf kommt es ja nicht an. Ich glaube, er und Frida werden ein ganz passendes Paar abgeben. Mutter und ich bilden dann das andere Paar, auch wir passen sehr gut zusammen.“

„Ich weiß. Und ich habe dir viel zu danken, Lisbeth! Du hast meine erste Schicksalsstunde bestimmt.“

„Ich könnte stolz darauf sein, Lydia! Du bist eine große Künstlerin, ich habe dich nur selten auf der Bühne gesehen, meine Zeit und mein Geld reicht nicht aus für viel Theater. Aber gestern als Desdemona — eine Kollegin gab mir ihr Billet —, das war ein unvergeßlicher Eindruck. So holdselig, so ergreifend, so wunderschön! Und dazwischen mußte ich immer denken: das ist Lydia Ewert, meine Schulkameradin, mit der ich französische Grammatik lernte, der ich die Rechenaufgaben anfertigte!“

„Ganz recht! Mein Rechnen taugte nicht viel, und du konntest es ausgezeichnet.“

„Ich kann es auch brauchen im Leben, mein Rechnen.“

Lisbeth sagte es mit einem wohlgemuten Lächeln.

Die Wärterin steckte den Kopf durch die Türspalte.

„Fräulein Doktor, bitte, kommen Sie!“

Lisbeth schrak zusammen. „Sofort! Leb' wohl, Lydia! Geh' weiter auf deiner glänzenden Laufbahn!“

Sie reichten einander mit festem Druck die Hand. Für Zärtlichkeiten waren sie beide nie gewesen, auch als Kinder nicht. Die Ärztin sah Lydia noch, wie sie hocherhobenen Hauptes in ihrer königlichen Haltung hinausritt. „Schicksalsstunde!“ sagte sie leise vor sich hin. Tochter eines Fürsten! Fürstenblut in den Adern! Aber auch das müde, absterbende Blut eines erlöschenden Geschlechtes! In der Welt des Scheins hinreichend, von bestrickendem Zauber, in der Welt des wirklichen Seins ein kraftloser Trieb am Baume des Lebens!

XIX.

Es wollte und wollte nicht Frühling werden. Die Welt lag wie in einem Bann, Baum und Strauch standen schlafend und starr, kein grüner Trieb keimte aus dem Erdboden hervor, kein Vogelgeflüster probierte die erste Renzernote. In Wittenberge wehte ein unholder, kühler Wind, die Sonne wagte sich nicht hervor, die See lag wie geschmolzenes Blei da und rollte träge ihre Brandungswellen zum Ufer. Es war, als könne die Natur sich nicht auf sich selbst besinnen. Ein trüber, kühlender, tonnenloser Tag folgte dem anderen.

An einem dieser kühlen, sonnenlosen Tage gab es

Sowohl im Herrenhause zu Wittenberge als auch im Pfarrwitwenhause Schreden, Aufregung und Trauer. Frau Alwachen Förster war gestorben, war ganz plötzlich und unerwartet aus ihrem tätigen, bewegten Leben abgerufen worden. Sie hatte wohl vor ein paar Tagen gegenüber Frau Olga erwähnt: „Mir ist nicht so ganz normal zumute, so ein Unbehagen, das Herz schlägt so rasch und unregelmäßig, und manchmal ist es, als wolle es ganz aussetzen!“ Aber auf Frau Olgas Rat, sich zu schonen, den Arzt zu rufen, hatte die Pfarrfrau ihr helles, sorgloses Lachen gehabt: „Arzt? Warum nicht gar! Damit er mir erzählt, ich kriege jetzt auch noch Nerven? Ich will keine Nerven haben, bin ja noch eine junge Frau, in meinen besten Jahren! Und schonen? Das sollte mir fehlen! Zur Jahresfeier unseres Gemeindehauses komme ich, und wenn es Spitzbuben regnet! Meine Kuchen sind prachtvoll geraten, vielleicht habe ich mich beim Backen ein bißchen überangestrengt. Aber ich will doch nicht hinter Ihnen zurückstehen, liebste Frau; ich habe doch auch meinen Ehrgeiz. Nein, nein, es ist alles gut und schön, bloß anderes Wetter bitt' ich mir aus. Glauben Sie mir, an dem ganzen Druck, der auf mir liegt, ist nur dieses fatale, schläfrige Wetter schuld. Ich bin ein Sonnenanbeter, „reif zum Mithrasdienst“, hat mein guter Mann schon immer gesagt.“

(Fortsetzung folgt.)

Mexiko.

Von Leo Matthias.

IV.

Mexikanische Märkte.

Die Wunder dieser Stadt sind nicht die unzähligen Kirchen, die alten spanischen Paläste, nicht die Parkanlagen von Chapultepec, sondern die Märkte.

Es gibt Fruchtmärkte, Seidenmärkte, Diebsmärkte, Fleischmärkte, Märkte mit alten Büchern, Märkte, wo man vom Kinderschuß bis zum Sarg alles kaufen kann, Märkte, die wie Asien und wie Schwefelwasserstoff duften. Straßenmärkte, Hofmärkte, Märkte, die wie Protestversammlungen die Hallen umfluten und die Menge in die Nebenstraßen drängen, in die Hauptstraßen, immer weiter, vom Zentrum der Stadt die Tramissionen entlang bis zu den letzten Häusern.

Man kann tagelang durch diese Märkte bummeln. Tausende von Seidenstoffen liegen klein und weiß getüncht, ein Schmetterlingsriedhof, in placklangen Reihen auf der Erde. Straßenfronten riechen unüberlebbar von den schwarz-grünen Traubenstämmen der Bananen. Kokosnüsse werden fluchend mit Fußritten aus dem Weg gerollt. Vöden ohne Stuhl und Tisch sind vollgepackt mit Ananas. Hoch beladene Mangowagen fahren wie unter hängender Wäsche durch ein Sattgemisch von rot, grün und dotter.

Zwischen zwei hohen Häusern gelangt man durch eine kleine Gitterpforte auf einen platzgroßen Hof, den „Volador“. Ungezählte Holzbuden, ungezählte Gassen; der Himmel nur ein schmaler, blauer Bach. Mit abwehrenden Armen geht man durch eine Allee von hängenden Lederriemen, die klappernd über dem Kopf zusammenklagen, durch Blumen- und Stiefelfelder, an Ananasständen vorbei, zu den Juwelieren, bewundert die Silberfäden der Lederarbeiter, beschnüßelt den Panzer einer Schildkröte, hört Carajo an, der in einer der unzähligen Grammophonbuden die Tarantella singt. Es gibt hier Eden, wo man alles chinesische Vorgefunden findet, spanische Mantillas, russische Holzstühle, persische Kissen. In Altisenständen liegen unter zerbrochenen Armleuchtern aztekische Götterköpfe, Zaderinge, Obsidianwerkzeuge. Es gibt Bücherstände, wo einem der Chinese, wenn man nach Karitäten fragt, Bordellaufnahmen aus Singapur zeigt, und wo man dann für einen Peso den ersten Druck des „Goldenen Esels“ findet.

Die Straßen zwischen diesen Märkten sind vollgepackt mit Menschen. Im Rinnstein, links und rechts: hodende Indios, vor sich auf einem Stück Zeitungspapier, ein Bündchen von Mais, Bohnen, Erbsen, Griech, Salat, Erbsen, Bananen, Vitapas, Weizenmehl, Chile-Schoten, Zuder, Limones, Vanille, Salz, Zwiebeln, süßen Kartoffeln, Aguacates — alles Dinge, die dazu taugen, mathematisch, schachbrettartig, in Gruppen von drei bis fünf Stück geordnet zu werden. Anschließend andere: mit irdenen Gefäßen von großer Schönheit, Tonhaken, handbemalten Gentelstrümpfen, Trintgefäßen von der Form der Schädelbede, Tonfigürchen für Kinder, geschnittenen Gegenständen aus Fruchtsternen, Nüssen, Kokoschalen. Endlose Reihen.

*

Die Umgebung der Märkte ist das Quartier der Indios. Einköckige, zweistöckige Häuser, kubisch, ohne jede Verzierung, manchmal hellblau oder rot bemalt, flankieren Straßen mit einem Bürgersteig, aber oft ohne Pfaster. Will man auf die andere Seite, muß man herunterkriechen wie

von einem Zuge, der auf offener Straße hält. Ochsen mit dem schweren ägyptischen Joch, Herden von Riegen, Trübbühnen, Elefen werden durch den Sand getrieben.

Einige spielende Kinder. Sie stehen vor den Häusern herum, sitzen auf den Steinen, balgen sich hin und wieder, aber bilden niemals Trupps. „Anführer“ gibt es nicht. Das Freudengelächel, das „Indianergeheul“, habe ich von diesen Indianern kaum gehört.

Die Kinderstille in den Straßen unterscheidet dieses Viertel Mexikos von einer süditalienischen Stadt. Das Phänomen wird zum Teil — aber auch nur zum Teil — erklärt durch die Bauart der mexikanischen Häuser. Diese Häuser haben alle, gleichviel ob Villa oder Mietskasernen, den offenen Blumenhof, den Patio, den die Mexikaner von den Spaniern und die Spanier von den Mauren übernommen haben. Hier ist der Hauptspielplatz der Kinder — gespielt, daß sie spielen. Hier wird auch, in den ärmeren Quartieren, gekostet, gewaschen und die Wäsche von Dach zu Dach aufgehängt. Die Männer arbeiten hier im Freien, und die Frauen und Mädchen gehen mit offenen Haaren zwischen Männern, Körben, Kindern, Wäsche und Herd umher. Manchmal haben mehrere Häuser nur einen einzigen Patio, der, wie die Häuserreihe, senkrecht zur Straßenrichtung liegt und den Eindruck einer Privatgasse macht. Im Hof denkt man an Neapel.

Die Einrichtung der Wohnungen ist jämmerlich. Man glaubt zuerst, daß sie als leere Wohnungen zu vermieten seien, weil man die Strohmatten nicht beachtet, die in einer Ecke liegen. Aber diese Matte ist das Bett. Ist ein europäisches Bett vorhanden, so ist es ein großspuriges Eisengetüß mit Messingknöpfen. Der Besitzer hat sein ganzes Geld dafür verausgabt und hält seine Wohnung nun für eingerichtet. Es fehlen daher die zwei Stühle, die man sonst in den Mattenzimmern findet. Man setzt sich auf das Bett. Tisch und Stuhl, sogar in möblierten Zimmern wohlhabender Familien, die vorübergehend an Fremde vermieten. Dagegen findet man in allen Wohnungen, in der Mitte einer Wand oder nestartig in einer Ecke, eine Mutter Gottes aus Biskuit. Davor oder dahinter (Lichteffekt!) eine kleine ewige Lampe. Rundherum: Engelköpfe, ein Stüchgen von dem weißen Schleier aus der ersten Kommunion, ein Bild des Papstes aus irgend einer illustrierten Zeitschrift und — ohne die Überzeichnungen der Bilder zu unterbrechen —: Zeitungsanschnitte und Postkarten von Nola Regal, dem Hafen von New York, dem Boxer Demosio, sogar Wilhelm II. Hier wohnt Großstadtproletariat.

An jeder dritten Ecke ist eine Pulqueria, erkenntlich an ihrem grünen oder roten Seidenpapiergewölbe. Ein Kreole schenkt aus einem Trak den weißlichen Navelast. Er ist das Nationalgetränk Mexikos, das schon die Azteken liebten — aber nur dem Greise gestatteten, zu trinken.

Die Pulque ist das Nationalgetränk; die Tortilla: das Nationalgericht.

In einem Laden haben fünf Frauen und haben diese Maisgerichte der Azteken.

Auf einer kleinen Steinbank wird der Teig von einer knieenden Frau mit einer Walze zu einem Lappen geflacht, von einer anderen zu kleinen Kugeln geballt und dann von allen noch einmal mit der Hand geknetet. Ist das geschehen, so beutnet die eigentliche Kunst. Der boulettengroße Teigkloß wird flachend von einer Hand in die andere geworfen, ohne Unterbrechung, rhythmisch, schweigend, der Blick immer auf den Teig. Langsam nimmt der eine flachere Form an, wird kreisförmig, dünn. Die Bewegungen werden vorsichtiger, das Klatschen wird schwächer, noch schwächer, es hört auf. Dann werden die Arme ausgestreckt, die Handflächen nach oben, und wie man das Gewicht eines Briefes dadurch prüft, daß man ihn mit der einen Hand von der anderen leicht abhebt, so wird die Teig-Oberteil einige Male hin- und hergehoben, zuerst von oben nach unten und von unten nach oben, schließlich nur durch eine kaum sichtbare Bewegung der leichtschaukelnden Hände.

Der Teig ist geogen; die Tortilla ist fertig. Sie wird auf ein Eisenblech gelegt und leicht geröstet.

Das rhythmische Klatschen beginnt von neuem.

Die alte Uhr.

Auf der Diele meines Vaters steht eine alte Uhr. Sie ist so groß, daß mein Vater schon auf einen Stuhl steigen mußte, um sie aufzuschieben. Und gerade so mache ich es auch. Es war und ist immer wie ein Gottesdienst, dieses große, alte Ding, das beinahe zweihundert Jahre gelebt hat, anzurühren.

Eine stille Würde liegt über der alten Uhr. Das Gehäuse ist aus Walnukholz. Durch zwei große Löcher aus Kristallglas hindurch kann man das ewige Schwingen des polierten Pendels sehen.

Die alte Uhr hat ihr eigenes Gesicht. Es ist wie ein Menschenantlitz. Die beiden Schlüsselräder sind die Augen und die Nase wird gebildet durch die jeweilige Zahl des Monatsendes. Über dem Stundenkreis ist ein sarkastischer Ball angebracht, halb schwarz, halb golden, der die Mondphasen anzeigt.

Wie es auch mit den Menschen, die alt und vornehm sind, zu gehen pflegt, so hat auch unsere alte Uhr ihre kleinen Launen und Schwächen. Sie geht allzu eifrig und besteht darauf, jede Woche ein paar Minuten zu gewinnen. Aber

man darf sie nicht zurückstellen. Wenn man das tut, dann schlägt sie zwölfmal zornig und ärgerlich. Aber doch, man darf die alte Uhr schon zurückstellen, aber man muß es auf besondere Art tun, sanft, sehr sanft und entschuldigend. „Bitte!“ pflegt Großmutter immer zu sagen, wenn sie das Pendel anhielt, um den Zeiger zurückzustellen; und „Danke!“ wenn sie dann das Pendel wieder in Bewegung setzte.

Wie alle alten Leute leidet auch die alte Uhr unter der Kälte und anderen Witterungseinflüssen. Bei frostigem Wetter kann man deutlich hören, wie sie immer ein wenig hustet, bevor sie mit dem Schlägen anhebt.

Aber unsere gute alte Uhr will sich noch lange nicht ergeben, genau, wie es manche andere Alten auch tun. Im Gegenteil, trotzdem ihr Ticken eigentlich recht gemessen vornehm tönt, bemerkt man eine leise Ruhelosigkeit. Sie durchreißt die Minuten mit einer gewissen Fieberhaftigkeit, als wenn sie es hätte, nicht die Erste zu sein.

Trotz ihrer Vornehmheit ist unsere alte Uhr in manchen Dingen eine gewohnheitsmäßige Lügnerin. Der Monatsstag, der auf dem Zifferblatt verzeichnet ist, stimmt nie mit dem wirklichen überein. Ebenso falsch sind auch die Mondphasen. Zum Beispiel, als wir den Fünftageabend schrieben und der Mond beinahe voll am Himmel stand, behauptete die Uhr hartnäckig, daß es der Einundzwanzigste wäre, und daß wir Vollmond haben müßten. Sie ist eben mit den Jahren in gewisser Weise eigeninnig geworden und meint, daß sie tun und lassen dürfe, was sie wolle.

Nun wäre es ja möglich, diesem Uebelstande abzuhelfen. Aber die alte Uhr scheint sehr genau zu wissen, daß wir selbst uns nicht leisten können, den Uhrmacher jeden Monat kommen zu lassen.

Und so dulden wir denn die kleinen Lügen und kummern uns nicht darum. Und überhaupt denkt die alte Uhr, es wäre ja jämmerlich, wenn sie nicht ein wenig mit der Zeit spielen dürfte, der sie nun schon zweihundert Jahre treu und unermülich gedient habe.

S. R.

Reise durch die Tschechoslowakei.

Als der Herr Vizetoul nach längerem Warten mit eifriger Höflichkeit einige Fragen an mich gestellt und heimlich in seine schwarze Liste eingezeichnet hatte, ob auch gegen einen des Reiseberichterstatters verdächtigen Schriftsteller nichts vorliege, bekam ich mein Visum. Das goldene Brau, seit meiner Kindheit meine Sehnsucht aus irgend welchen unbereiflichen Gründen, war mir offen. In Wien wurden mir allerhand Geschichten erzählt, welche Schwierigkeiten man den Deutschen dort mache. Ich vertraute mich kaum ein Duend Birainer mitzunehmen. In Gmünd an der Grenze geht es aber recht höflich ab. Sonderbar ist es plötzlich von einer Sprache umgeben zu sein, von der man auch nicht ein Wort versteht. In Frankreich, England, Italien kann jedermann doch wenigstens Aufschriften entziffern, aber hier verliert man vollständig. Die letzten österreichischen Beamten haben uns noch um die deutschen Zeitungen und Zeitschriften gebeten und sind hochbegeistert mit ihren Geschenken abgesogen.

Es wird wohl kaum eine leistungsfähigere und buntere Reisegefellchaft geben als in den Durchgangszügen des alten Österreich. Aus all den Ländern sind sie da, die einst zum weiten Reich der Habsburger gehörten hatten. Jetzt sind sie Polen, Tschechen, Südslawen, Ungarn, Rumänen, Italiener. Ein Böhmer aus Belgrad rechnet aus dem Kopf die Geldsätze und Geschäftchen, von denen erzählt wird, jedem in seine Währung um; ein ehemaliger Offizier der österreichischen Armee hat im äußersten Polen ein Unternehmen ins Leben gerufen und berichtet, wie dort die Bestechung der höchsten Beamten eine offene Notwendigkeit sei. Ein Professor aus dem neuen Serbien berichtet über die schlimme Lage der Südslawen, die von den Serben und Italienern bedrängt. Schritt für Schritt an Boden verlieren. In ihrem jahrelangen Bestreben, die Deutschen in Kärnten und Krain zu verdrängen, haben sie sich selbst wirtschaftlich zu viel zueigemutet. Heute können sie die Güter nicht mehr halten, die Serben unausgeleitet nehmen wenig Rücksicht auf ihre Sprache und Kultur, die Italiener erschweren ihnen den Handel. Dann wieder trifft man einen Deutschen aus Siebenbürgen, der nach Göttingen reist, um zu studieren und der Aufschluß gibt über die Lage der heimatischen Bevölkerung, die man jetzt zwingt, Rumänisch zu lernen und das Deutsche samt dem Ungarischen zu verlassen. Er vermittelt einen Begriff von der Miswirtschaft dieses Staates. Trotzdem, der Reichtum des Landes ist so groß, daß er nicht zu vernichten ist. Der gewöhnliche Bedarf an Lebensmitteln kann für ganz geringes Geld beschafft werden. Und so erzählt jeder von seinem Land, das einstmals, vor sechs Jahren noch, Österreich-Ungarn hieß.

In Gmünd steigen einige Tschechen ein. Neben mir sitzt ein Deutschböhme, der sich für einen Ingenieur ausgibt und der in aufdringlicher Weise ein Loblied auf Deutschland singt. Das Gespräch führt auf den neuen Reppelin, und als er gar erzählt, daß ich in Friedrichshafen war, hört er mit dem Ausfragen gar nicht mehr auf. Später, in Prag hat er sein Geld für das Abendessen, teilt mit, daß er loben einen Welsmantel über die Grenze geschmuggelt habe und bietet mir an, bei Gelegenheit geheimpolitische Nachrichten zu vermitteln. Ich danke höflich und verabschiede schleunigst diesen Zeitgenossen. Gegenüber sitzt ein Tscheche, der kein Wort Deutsch kann.

Deshalb schweigt er eine Stunde lang. Wir fahren an Tabor vorüber. Ich erinnerte daran, daß diese Stadt 1420 von Rista als Borort der böhmischen Bewegung gegründet worden sei. Da konnte der Mann mir gegenüber plötzlich Deutsch: „Tabor ist unser Programm.“ Und in der Folge unterhielt ich mich trefflich mit ihm und fand auch in ihm einen gewiß kritisch eingestellten, aber doch ehrlichen Kenner und Verehrer deutscher Kultur.

Nachts in einer fremden Stadt anzukommen ist fatal, in einer, deren Sprache man nicht versteht, noch fataler. Zum Glück suchte noch jemand Quartier. Einen Dienstmann, der auf Deutsch sich erbot, meinen Koffer zu tragen, lehnte ich ab. Dafür ergriff ein paar Schritte vom Bahnhof weg ein aerlymptischer Kerl mein Gepäck und ließ nicht eher los, als bis ich einwilligte, daß er es trage. Er verlangte dann dreimal so viel als ein Dienstmann.

Die Schönheiten des Stadtschloß sind schon hundertmal gepriesen worden. Sein Wunder erblickt jedem neu, der über die mächtige Karlsbrücke schreitend, dem gewaltigen Bau entgegengeht. Schwarz fließt die Moldau unter den wuchtigen Brückenbögen. Heilige in barocker Verzückung sehen uns an und wir denken an das schöne alte Volkslied: „Johann von Nepomuk, du auf der Bräuer Brud“. Und wenn wir hinunter schauen in die Wasser und hinauf zur anstehenden Bura, dann bestürmen geschichtliche Erinnerungen unser Herz und wir erleben diese Stadt tiefer und ehrfurchtbarer, als nur ihr künstlerischer Eindruck es begründen würde. Im 13. Jahrhundert schon eine deutsche Stadt, unter Kaiser Karl IV. eine Hochburg der Kultur und zu Beginn des 15. Jahrhunderts schon langsam den Tischen preisgegeben, wurde dennoch immer wieder das Deutschtum dort befestigt. Wie viele Heere zogen über die steinerne Brücke, auf der jetzt ein später Entel träumend steht: Hussiten und Kreuzheere, die Truppen des Winterkönigs, Sachsen und Wallensteiner, Schweden, Bayern, Franzosen und Preußen. Bis zum Jahre 1861 hatten sich die Deutschen wirklich dort behauptet. Von da an ging es mit ihrem Einfluß zurück und mit dem Zusammenbruch Österreichs ward der langsam gediehene, heimliche Sieg der Slawen offenbar.

Kein deutscher Name schmückt mehr die Straßen und Plätze; kein deutsches Wort wird mehr laut. Und doch, es ist, als ob unter dem tschechischen Braha geheimnisvoll ein deutsches Braa noch lebendig sei. Der Geschäftsmann, der Kellner, der Poltsist, der Museumsführer, kaum erkennt er den Deutschen, als er auch schon flüchtig Deutsch spricht. Eine Unfreundlichkeit ist mir wenigstens nirgends beneidet. Ich las wohl in den deutschen Zeitungen der Stadt, daß in der Öffentlichkeit da und dort noch gegen das Deutsche Front gemacht werde, selbst konnte ich davon nichts bemerken. Zu fürchten ist freilich, daß dieses deutsche Element, noch herübergerettet aus den Zeiten des alten Kaiserstaates, eines Tages ausstirbt, und daß man es dann schwer haben wird, in Braa mit seinem Deutsch auszukommen.

Man steigt im Stadtschloß, zu dem ein heiserer Weg mit vielen alten Häusern emporführt, die prächtigen Säle aus jüngerer Zeit, glänzend in Weiß und Gold. Aber sie sind es nicht, die der alten Bura ihren Zauber geben. Da ist der Ritteraal, von Ottokar II. erbaut und seitdem wiederholt umgebaut. Man ist jetzt daran, die ursprüngliche Fassung wieder herzustellen, aber oft liegen drei, vier Bauanlagen übereinander und es wird kaum gelingen, die auszuwählen, der die größte Bedeutung zukommt. Da ist vor allem, noch bis ins kleinste erhalten, jene berühmte Stube, aus deren Fenster 1618 die Ratsherren geworfen wurden. Wenn heute dieses ehrwürdige historische Fenster mit einer gewissen Behutsamkeit geöffnet wird, dann ist es freilich weniger die Erinnerung an jene Schredentage, die uns erfüllt, als der unergreifliche Blick auf die hundertzünige Stadt, der sich dem überraschten Auge bietet. Grauen befällt den Besucher, wenn er in die Tiefen des fürchterlichen Dalsborturms herabsteigt, dessen schauerliche Gefängnisse ein Bild geben von der Grausamkeit mittelalterlicher Gerichtsübung. Aufatmend freut man sich des Tageslichts, um bald darauf wieder in die mythische Dämmerung des St. Veits-Domes zu treten, dessen Herrlichkeiten freilich gegenwärtig durch ein mächtiges Gerüst beeinträchtigt sind. Die mit Halbedelsteinen verkleidete Benzelskapelle, deren strenge mittelalterliches Gepräge jeden Betrachter in seinen Bann zwingt und das prunkvolle Silbergrab des heiligen Nepomuk, all das vermittelt einen Begriff von jenem großen Böhmen der Vergangenheit. Und plötzlich mag vor dem geistigen Auge eine andere Stadt auftauchen, ein düsteres Haus nahe am Ufer des weiten Bodensees, Konstanz. Wie kommt die alte Reichsstadt in diesen Zusammenhang? Kaiser und Könige, Papst und Erzbischöfe werden lebendig, ein Ketzer steigt einen bleichen Mann, ein Scheiterhaufen loht, Johannes Hus. Und man steht dann über das Land hin den Aufruhr, erinnert sich der Berichte von Schreden und Vermüstung der Hussitenheere. Steigt man vom Berge herab, vorbei an dem weitbigen Renaissancebau des Belvedere, so pulst das rasche Leben der modernen Stadt Prag schnell die Erinnerung fort. Wohl finden wir, zwischen neue Häuser eingeklemmt, noch den alten Judenfriedhof. Aber vom Ghetto ist keine Spur geblieben, selbst Wien zeigt es noch deutlicher als das einst seines Ghettos wegen berühmte Prag.

Noch einmal führt der Weg den Umherstreifenden an die steinerne Brücke, noch einmal, im Abenddämmerung heben sich die Türme und Zinnen des Stadtschloß, dann wird es finster und

das Prag von einst verflinkt wie ein goldenes Märchen. Aber das neue wacht auf in staunenswerter Lebendigkeit. Und wenn man am Abend, um sich zu zerstreuen, in die tschechischen Vergnügungsstätten geht, dann spritzt den fremden Gast dieses Leben an, zündend, übermütig und reichvoll. Man braucht kein Wort zu verstehen, die Sprache der Gebärden genügt, um einen Begriff zu haben von der Eigenart dieses Volkes, von seiner Schönheit und tollen Laune.

Am andern Tag fährt man mit dem Zug die Elbe entlang. Berge von Rübenzucker liegen auf allen Bahnhöfen, rings dehnt sich das weite Land. Und nun beginnt deutsches Volk, aber freilich noch lange nicht deutsche Erde. Da tut einem das Herz weh, wenn man dieser und aller deutschen Brüder denkt, die ringsum unter fremdes Joch sich beugen müssen. Der wunderbare Eisbruch entläßt das Auge, der Schiffsverkehr nimmt ständig zu. Dann, in Bodenbach, hört man die erste deutsche Stimme: die tschechische Zollüberwachung. Aber sonderbar, es ist auch, als ob mit einem Mal im Zug selbst sich vieles verwandelt hätte. In Prag sind lauter Tischehen eingestiegen: in Dresden und Berlin steigen, so scheint es, nur mehr Deutsche aus.

Dr. E. R.

Welt und Wissen

Die Zahl 7 in der Astrologie. Die Sieben ist bei den Babyloniern nicht so sehr die Böse, als vielmehr die Zahl der Erfüllung, des erschöpfend Abgeschlossenen, der Gesamtheit. Sieben ist die Zahl der auf dem Himmelsbann wandelnden „Verkündiger“, die Zahl der Tage vom Neumond bis zum Verschwinden der „Hörner“ und so weiter für alle Zwischenzeiten zwischen den vier Hauptphasen des Mondes. Am 7., 14., 21., 28. Tage des (Mond-) Monats durften keine wichtigen Geschäfte vorgenommen werden, diese Tage waren heilig, und die sie entheiligenden Handlungen hätten unheilbar Unheil gebracht. Ein geweihter Tag, ein böser Tag! Der siebente Tag ist so zum Feiertag geworden, bis christlicher Brauch den ersten dafür nahm; und unsere Siebentagewoche ist also, wie Henkeling in seiner „Astrologie“ schreibt, auch eine Frucht alten Gestrirnsaubeus. Sieben ist die Zahl der besten Sterne in besonders auffallenden Sternbildern: Orion, Himmelswagen und Kleiner Bär, sieben Siebenheiten zählt eine Liste aus Mithrasmysterien-Bibliothek auf: 7 Götter des Sonnenunterganges, 7 Sternbilder im Bereich der Milchstraße, 7 Geister von Jupiterfarbe, 7 marsfarbige, 7 Namen des Mars, 7 Planeten und 7 „Titanen“ der Urzeit. So verlangt denn die astrologische Zahlenmystik, das Siebenfach abgeschlossen sei, was unaussprechliches Geheimnis bleiben soll, an zweimal sieben Schafböden läßt ein König von Rutah die Eingeweideschau vornehmen, ehe er zum Kriege auszieht, 7 muß die Zahl der schlammigen Schar vollendeter Bölewichte unter den Sternrämonen sein, siebenfache Beschwörung und siebenstägige Buße haben höchste Wirksamkeit, siebenstark heißt Gilaamech der Held (gleich Orion), und siebenmal siebenmal soll Christen treu bewahren. In Epochen von je sieben Jahren teilt uralter, weit in der Welt verbreiteter Glaube die Entwicklung des Menschen, sieben hauptsächliche Körperteile zählen noch späte Spekulationen über die Harmonie zwischen menschlichem Mikrokosmos und liberalem Makrokosmos auf, und unter der Nachwirkung der alten, von den Pythagoreern eifrig gepflegten Zahlenmystik glaubte noch ein Newton die stetige Reihe der Regenbogenfarben genau in sieben Hauptwerte aufteilen zu sollen.

Gesellschaft u. Mode

Der Bublikopf im Brautischleier. Die Braut von heute steht in ihrem Staat im Gegensatz zu all den Vorstellungen, die ihre Mutter von einer „schönen Braut“ hatte. Sie erscheint mit ihrem Bublikopf und dem kurzen Rock des Brautkleides wenig feierlich und würdig, aber die Mode sorgt dafür, daß ihr auch bei dem neuen Stil nichts von jenen Herrlichkeiten fehlt, die nun einmal zu einer Braut gehören. Trotz des kurzen Rockes hat sie eine ellenlange Brautschleife, die sehr geschickt unter den langen Falten des Brautkleides drapiert ist und majestätisch hinter ihr herfließt. Der Brautischleier bildet natürlich die Hauptzierde, und es erhebt sich nur die Schwierigkeit, wie man ihn an dem luxuriösen Haar des Brautkopfes befestigen soll. Doch auch dafür gibt es Mittel und Wege. Die eleganten Bräute mit ausgetrocknetem Bublikopf, die in letzter Zeit vor den Altar traten, hatten den Brautischleier an zwei Tuffs von Orangenblüten befestigt, die über den Ohren angebracht waren. Auf diese Weise floh der Schleier anmutig und ungezwungen über Nacken und Rücken herab. Im übrigen ist für kostbaren Schmuck der Braut-toilette gesorgt, und unter der Wolke von zartem Tüll und silbernen Spitzen, die die Braut umschimmert, merkt man gar nichts von der Kürze des Rockes, den Spitzendraperien umwogen. Die wachstümliche Schönheit des weißen Georgette verbindet sich mit Silberspitzen und Perl- und Silberstickerei, deren blaße Pastellöne die Zartheit der Erscheinung erhöhen.